

Seit April 2007 leitet der Archäologe Luca Giuliani das Berliner Wissenschaftskolleg. Er ist damit vom Fachgelehrten zum Vermittler im globalen Dialog der Fächer geworden. Die Antike-Erfahrung prägt weiterhin Neugier und Skepsis des Forschers.

CHANCE DES UNBEHAGENS

Von Elke Schmitter

Rom oder Griechenland? Weder noch, sagt der Herr und schüttelt energisch den Kopf, um das Nein zu bekräftigen. „Vielleicht Frankreich im 18. Jahrhundert.“

Bei der Frage, in welches Zeitalter er – vorübergehend, denn er scheint in der Gegenwart gut und zufrieden aufgehoben – wechseln wollen würde, als eine Art Bildungstourist de luxe, entscheidet sich Luca Giuliani, Rektor des Wissenschaftskollegs und Professor für Archäologie, eben nicht für eine der

Welten, deren Scherben er am besten kennt. Er wählt den Beginn einer bürgerlichen Gesellschaft, an deren Säulen wir uns heute noch lehnen; als da sind: Zeitungen und Caféhäuser, Enzyklopädien, konkurrierende Wissenschaft, das Pathos der Aufklärung und seine Ironie. Weltbürgerei, die weder an Herrenmenschentum noch an Religion gebunden war.

Nicht wenig davon ist hierher gerettet. Das Berliner Wissenschaftskolleg ist eine Art Zauberberg für Akademiker – ohne die Berge natürlich, aber auch ohne den Husten. Es ist Aufgabe des „staff“ (in den Funktionsbegriffen angliedert man hier schwe-

rellos, damit die Alltagsstüren sich für alle automatisch öffnen), den Fellows für die Zeit, die ihnen in der Wallotstraße, Grunewald, vergönnt ist (in der Regel ein akademisches Jahr, in der Regel einmal), den Himmel auf Erden zu bereiten. Und das macht man dann auch. Wer hier gewesen ist, schwärmt nicht nur vom Komfort im Elfenbeinturm (der, was Sinn der Sache ist, das Arbeiten erleichtert), sondern auch von dem, was so los ist im Turm (und zunächst vom Arbeiten abhält): das Gespräch der Fellows miteinander ist nicht Zutat, sondern Idee des Kollegs.

Der Soziologe Wolf Lepenies, ein Vorgänger Giulianis, hat zwar die eine lange Mittagstafel abgeschafft und Zerstreung an einzelnen Tischen erlaubt – Oxford goes Starbucks gewissermaßen –, doch der gemeinsame Lunch ist eben verbindlich geblieben. Hinzu kommen die Vorträge, bei denen der Mikrobiologe aus Rio de Janeiro der schwedischen Lingu-

istin, dem chinesischen Mathematiker und dem marokkanischen Soziologen seine Forschung an der Bienen-DNA erklärt. Auf Englisch, of course.

Das klappt mal besser, mal schlechter. Auch Akademiker haben einen Akzent, mehr oder minder ausgeprägte narzisstische Bedürfnisse, manchmal Langeweile. Ein Fellow, mit dem er inzwischen befreundet ist, kritzelte während eines der üblichen Arbeitsvorträge Namen auf einen Zettel und steckte Giuliani das Papierchen dann zu: Es war die Liste der Personen, die sich, seiner Erwartung nach, zu Wort melden würden. „Sogar die Reihenfolge stimmte.“ Damals war Giuliani selbst Fellow; heute könnte er, als Rektor, an manchen Ritualen etwas ändern.

Das hat er nicht vor. Er scheint zur Toleranz und zur Zufriedenheit zu neigen. Kein Welt-, erst recht kein Menschenverbesserer. Wer will, macht hier das Abitur nach und ist dann fürs Leben gebildet. Wer will, kommt auf neue Gedanken, korrigiert seine Hypothesen, bereichert sich und andere. Dafür sind die Bedingungen gut genug, auf alles andere hat man, Giulianis Ansicht nach, ohnehin keinen Einfluss. „Als ich hier Fellow war, haben die vier Islamforscher – die einen sogenannten Schwerpunkt bildeten – keine zehn Worte miteinander gesprochen. Was geschieht, geschieht.“

Gibt es etwas, das ihn für diese Arbeit von seinem Fach her inspiriert? Das Bildungsideal der Griechen, ihr Kosmopolitismus, die Wiege Europas, kann er die hier sanft schaukeln? Aber kein Gedanke! Das Altertum ist für ihn kein Ort selbstbezoglicher Gemütlichkeit, sondern „Chance des Unbehagens“. Es „hat uns geprägt, aber doch nicht unmittelbar“. Die Wege sind verschlungen und ändern ihre Richtung: „Ohne die Sklaverei kein Christentum, von mir aus, aber kann man das Überlieferung nennen?“

Können wir uns wirklich in eine Gesellschaft versetzen, in der – bis etwa zum 5. Jahrhundert v. Chr. – die großen Erzählungen tatsächlich allein solche waren: mündliche Geschichten von legendären Schlachten, von Göttern und Helden, bei jeder Performance anders erzählt, oft einer Gruppe und immer in einem Beziehungsfeld (denn wer absichtsvoll und in Gemeinschaft zuhört, ist nicht derselbe wie der, den ein Aushänger der „Bild“-Zeitung auf der Straße unvermutet anbrüllt)? Können wir uns ein soziales Gedächtnis ohne Archiv vorstellen? Eine literarische Psyche, in der die Natur kein Vorkommen hat?

Auch liegen zwischen uns und den Alten Abgründe der Nichtüberlieferung: Wir wissen ja nicht einmal, wie farbig jene Skulpturen waren, an denen



FARBENFROHES HELLAS

Eine Wanderausstellung präsentierte in den vergangenen Jahren „Bunte Götter“ und Heldenfiguren in rekonstruierter Farbigeit – hier einen Bogenschützen vom Aphaia-Tempel in Ägina vor den Originalen in der Münchner Glyptothek. Wie grell oder naturgetreu die Skulpturen tatsächlich bemalt waren, wird unter den Wissenschaftlern allerdings weiter diskutiert.



Europas klassische Bildungselite ihr Schönheitsideal gebildet hat. Wir wissen nur – anders als Lessing –, dass sie es waren. Aber was wissen wir, wenn wir nur das wissen? (Und beinahe nichts von der Lasur, den Mischungen, der Farbsubstanz?)

Die spektakuläre Münchner Ausstellung seines Kollegen Vinzenz Brinkmann, bei der die Torsi osterieerbunt dem Publikum entgegenleuchteten, stützt sich auf ästhetische Vermutungen; gesichert sind die Muster und die Farbigkeit an sich, aber keineswegs die einzelnen Farben. Der Farbeffekt im Einzelnen bleibt weitgehend unbekannt.

Giuliani ist zunächst strenger Materialist. Der ehemalige Kustos am Berliner Antikmuseum ist in Genauigkeit verliebt – was man seiner luziden Prosa anmerkt, die von Vagheit wie Pedanterie gleich weit entfernt ist. In anstrengungsloser Didaktik erzählt er, wie man in seinem Fach forscht, wie man aus Scherben eine Welt rekonstruiert. Aber eben nicht nur daraus.

Die entscheidenden ersten Impulse für seine Arbeit verdankt er dem Althistoriker Christian Meier, den er in Basel hörte; seit er das Buch „Res publica amissa“ gelesen hatte, in dem Meier die finale politische Krise der Römischen Republik analysierte, konnte Giuliani der „Teleologie“ seines Faches den Abschied geben. Lange Zeit wurde der Gang der antiken Kultur – „vom Haptischen zum Optischen, vom Plastischen zum Malerischen, von der Immanenz zur Transzendenz“ – als lähmende Zwangsläufigkeit, als unabänderliche Richtung auf ein „Telos“, ein historisches Ziel hin, beschrieben, gerade weil die Altertumswissenschaft nur auf Scherben starrte. Meiers Arbeit, die von den materiellen Hinterlassenschaften der römischen Kultur gänzlich absieht und sich einzig auf literarische Quellen stützt, öffnete Giuliani die Möglichkeit, geschichtliche Prozesse nicht-hegelia-

nisch zu denken, auch als Archäologe. Dabei ist er geblieben.

Infolgedessen beschwert er sich nicht mit unbedingten Zielen. Überraschungen des Denkens zu organisieren, so weit eben möglich, ist sein Wunsch. Darin kann man am Kolleg mehr leisten als an der Universität, „die reformiert werden muss, aber anders, als das jetzt der Fall ist“. Die Cluster-Forschung beispielsweise schließe Überraschungen methodisch aus, das sei für die Geisteswissenschaften eher unproduktiv. Verwirrungsmoden wie der Derridadaismus – „einfach schrecklich, nicht wahr?“ – erledigen sich, seiner Erfahrung nach, irgendwann von selbst, doch kann man dabei behilflich sein: „Das Wahre gibt es nicht, aber unendlich viel Falsches.“

Das zu entlarven, hilft das vernünftige Gespräch, und das möglichst vielstimmig zu orchestrieren, sieht er als seine Aufgabe an. Quotierungen führen nicht weit, aber mehr weibliche Fellows und mehr aus der akademischen Peripherie (etwa aus Afrika) will er möglichst am Kolleg zusammenbringen – nicht zuletzt, um intellektuelle Gespräche erfahrungsgesättigt zu machen.

Luca Giuliani ist in Florenz geboren, einer Stadt, die nicht gerade für ihre Antikensammlung berühmt ist. Was hat ihn dazu gebracht, in einer detailliert und luxuriös geschmückten Stadt, voller Gargoyles, Widmungsinschriften, Renaissance-Paläste und Kirchen, in einer kunsthistorisch komplett möblierten Umgebung seine Leidenschaft Hieroglyphen, Lücken und Resten zu widmen? Die Leidenschaft kam erst später. Doch immerhin: Die Gymnasiallehrerin seiner deutschen Mutter, eine Berliner Kunsthistorikerin, habe den Schüler einmal in Florenz zu der wenig gepflegten Sammlung von Torsi und Scherben geführt. „Ich stand da und wusste nicht, was tun. Sie sagte: ‚Beiß dich fest!‘“ Und so ist es dann gekommen. ♦

DER ORCHESTRIERER
Im Gespräch der Fachleute Überraschungen des Denkens zu erreichen – das sieht Luca Giuliani, Chef des Berliner Wissenschaftskollegs, als seine Aufgabe an.

Berliner Elite
Das Wissenschaftskolleg zu Berlin ist ein eingetragener Verein nach dem Vorbild des legendären Institute for Advanced Study in Princeton. Seit 1981 beruft es für jeweils ein Jahr 40 Fellows von internationalem Ruf aus Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften, die während dieser Zeit einem frei gewählten Forschungsprojekt nachgehen können. Auch Komponisten, Musiker und Schriftsteller sind regelmäßig in der Grunewald-Villa zu Gast. Eine besondere Pflicht der Fellows ist das Erscheinen zum gemeinsamen Mittagessen.